

Kommentare

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **56 (1976-1977)**

Heft 4

PDF erstellt am: **23.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aus. In diesem Kontext nun spielt die Frage «Kernkraftwerke ja oder nein?» eine entscheidende Rolle. In diesem Teilaspekt einer künftigen Energiepolitik liegt zweifellos viel politischer Sprengstoff verborgen. Die Kommission hat sich aber nicht zum Anwalt der

Kernenergiebefürworter aufgeschwungen. Sie hat jedoch sehr deutlich die Konsequenzen aufgezeigt, die eine Energiewirtschaft mit oder ohne Kernenergie haben müsste.

Willy Linder

Kommentare

DIE EG – HOFFNUNG DER SÜDEUROPÄER

Unter dem dreifachen Motto «Vollendung, Erweiterung, Vertiefung» einigten sich die sechs Gründerstaaten der Europäischen Gemeinschaft (EG) bei ihrer Gipfelkonferenz im Haag 1969 darauf, die Türen gleichzeitig für die Aufnahme neuer Mitglieder und für den inneren Fortschritt zur Wirtschafts- und Währungsunion zu öffnen. Die Erweiterung ist – vom Nein des norwegischen Volkes abgesehen – geglückt: 1973 wurden Grossbritannien, Irland und Dänemark EG-Mitglieder. Während sich die neue Neuner-Gemeinschaft weiter mit «Vollendung» und «Vertiefung» schwer tut, stehen bereits die nächsten Kandidaten vor den Toren der EG, diesmal im Süden.

Griechenlands Annäherung an die EG ist in dem 1961 geschlossenen Assoziationsvertrag schrittweise bis 1984 programmiert, doch sieht der Vertrag auch vor, dass schon vorher über den Vollbeitritt verhandelt werden kann. Auf diese Möglichkeit hat sich Griechenland berufen, und der EG-Minister rat hat im Februar eingewilligt, «so schnell wie möglich» Verhandlungen

aufzunehmen – diese werden zur Zeit noch vorbereitet. Nach dem Vorbild der letzten EG-Erweiterung zu schliessen, sollte Griechenland noch in diesem Jahrzehnt Mitglied werden. Dem Spanien Francos hatte die EG eine ähnliche Assoziation verweigert und nur einen Handelsvertrag zugestanden. Die königliche Regierung in Madrid ist nun nicht mehr an einer Verbesserung des Handelsvertrags interessiert: sie hat angekündigt, nach den für nächstes Jahr vorgesehenen Parlamentswahlen werde die Vollmitgliedschaft bei der EG beantragt. Diese Kandidatur dürfte die EG-Länder vor die heikle Frage stellen, ob Spanien dannzumal nach den (ungeschriebenen) EG-Regeln schon «demokratisch genug» für den Beitritt sei. Wird Spanien EG-Mitglied, so müsste sich wohl auch Portugal neu überlegen, ob es engeren Anschluss an die EG suchen solle. Vorderhand wollen sich die Portugiesen mit dem begnügen, was die EG angeboten hat: Entwicklungskredite und kleine Verbesserungen des Freihandelsabkommens, das Portugal als EFTA-Land schon unter der Diktatur mit der EG

abgeschlossen hatte. Auf lange Sicht ist auch die Türkei als EG-Kandidat zu betrachten: ihr bis 1992 laufendes Assoziationsabkommen mit der EG enthält wie das griechische eine Beitrittsklausel, doch ist die türkische Regierung der Ansicht, der wirtschaftliche Rückstand ihres Landes schliesse die EG-Mitgliedschaft bis auf weiteres aus. Ankara hat in letzter Zeit die Beziehungen zur islamischen Welt besonders gepflegt, ohne aber deswegen auf die «europäische Option» zu verzichten.

Gebremster Höhenflug

Ist die EG für einen solchen Ansturm gerüstet? Als sie 1969 die erste Erweiterung einleitete, stellte sie die Vollendung und Vertiefung praktisch schon als gesichert dar: die Kandidaten mussten «die Verträge und deren politische Zielsetzung, das seit Vertragsbeginn eingetretene Folgerecht und die hinsichtlich des Ausbaus getroffenen Optionen akzeptieren». Juristisch gesehen, wurde diese Formel eingehalten: Würden die Kandidaten das bestehende EG-Recht in Frage stellen, so wären Beitrittsverhandlungen wohl gar nicht zu bewerkstelligen (auch Griechenland hat sich bereit erklärt, das bis zu seinem Beitritt geschaffene EG-Recht zu übernehmen) – schon die Übergangsregelungen geben genug zu reden. Die Anpassung, gegen die sich die EG mit den starren Aufnahmebedingungen abschirmen wollte, ist ihr aber nicht erspart geblieben: vor allem Grossbritannien verstand es, die laufende EG-Politik seinen Interessen näherzubiegen, und scheute sich nicht, in den «Neuverhandlungen» sogar mit dem Brechen der Verträge zu drohen.

Wo blieb während der Erweiterung

und ihren Nachwehen die Vollendung und Vertiefung? Mit Vollendung war die Ausführung des Programms gemeint, das die Gründungsverträge vorgezeichnet hatten. Zwar sind die Hauptstücke der Wirtschaftsgemeinschaft geschaffen: *Zollunion* und (einigermassen) gemeinsame *Agrarpolitik*. Daneben aber fristet *Euratom* ein Schattendasein, und in vielen Randgebieten klaffen immer noch beträchtliche Lücken, zum Beispiel bei der Verkehrspolitik, bei der Freizügigkeit für alle Berufe, beim freien Kapitalverkehr. Überdies sind Agrarpolitik und sogar *Zollunion* gefährdet, wenn nicht auch die «Vertiefung» der EG zustande kommt. Die Wirtschafts- und Währungsunion sollte nach einem Stufenplan bis 1980 aufgebaut und dann – so der EG-Gipfel von 1972, bereits zu neunt abgehalten – durch die Ausrufung einer politisch gedachten «Europäischen Union» gekrönt werden. Der Stufenplan hat sich in der verschlechterten Wirtschaftslage als nicht realisierbar erwiesen, doch an den Unionszielen hat die EG – ohne Datum – festgehalten. Den Inhalt der «Europäischen Union» hat der belgische Premierminister Tindemans in einem Bericht präzisiert, den er für «realistisch und realisierbar» hält – doch die «Neun» machen sich so zögernd an die Diskussion darüber, dass die Verwirklichung in weiter Ferne steht und jedenfalls nicht als Grundlage für eine neue Erweiterung betrachtet werden kann.

Schon im «Urkern» steckte der Wurm

Es wäre zu einfach, die Mühsal des EG-Ausbaus nur auf die Erweiterung zurückzuführen. Als Indiz dafür, dass die

Wirtschafts- und Währungsunion auch unter den «alten Sechs» nicht weitergekommen wäre, kann der Wechselkursverbund dienen: in der «Schlange» fehlen nicht nur die Neumitglieder Grossbritannien und Irland, sondern auch Italien und Frankreich. Den «Veto-Virus» hatte schon Frankreich in die Sechser-EG eingeschleppt, und er hat bei der Erweiterung vor allem die Briten angesteckt. Sogar die Vertragsvollendung, für die zum Teil Mehrheitsentscheide vorgesehen waren, kann nun nur dort erfolgen, wo Einstimmigkeit erzielt wird. Für den weiteren Ausbau sind Mehrheitsentscheidungen – wie sie Tindemans vorschlägt – ebenso nötig wie unwahrscheinlich. Einstimmigkeit aber war schon zu sechst nicht leicht zu erzielen, zu neunt noch schwieriger – und erst mit zehn oder mehr Mitgliedern?

Wäre die EG unter diesen Umständen nicht besser beraten, ihre Türen erst dann wieder für neue Mitglieder zu öffnen, wenn sie ihren wirtschaftlichen und politischen Zusammenhalt genügend gestärkt haben wird – selbst auf die Gefahr hin, inzwischen als selbstsüchtiger «Klub der Reichen» verschrien zu werden? Eine solche Abkapselung aber – die die Vertiefung gar nicht unbedingt fördern würde – würde den eigenen Grundsätzen der EG zuwiderlaufen. Was der Haager Gipfel erklärte, gilt auch heute noch, nur würde es vielleicht etwas weniger stolz formuliert: «Die Europäischen Gemeinschaften sind unbestritten der Urkern, aus dem die europäische Einheit sich entwickelt und ihren Aufschwung genommen hat. Der Beitritt anderer Länder unseres Kontinents zu dieser Gemeinschaft gemäss den im Rom-Vertrag vorgesehenen Modalitäten würde zweifellos dazu beitragen, den

Gemeinschaften zu Dimensionen zu verhelfen, die mehr und mehr dem heutigen Stand der Wirtschaft und der Technologie entsprechen.» (Nach dem Gründungsvertrag kann jedes europäische Land den Beitritt beantragen, der aber von allen bisherigen Mitgliedern gebilligt werden muss.)

Nun mögen die südeuropäischen Länder vorderhand wenig zu dem erträumten wirtschaftlich-technologischen Grossraum beizutragen haben, aber die EG musste auch für das politische Bekenntnis der Griechen zu dem anderswo verblassten Europa-Ideal sensibel sein. Man konnte ein Land nicht warten lassen, das – kaum der Diktatur entronnen – sich an die EG als Hort der Demokratie wandte. Man konnte Griechenland auch nicht auf eine gemeinsame Beitrittsrunde mit Spanien warten lassen, dessen Aufnahme sich – gerade im Namen der Demokratie – noch verzögern kann. Das wirtschaftliche Aufholen der Türkei abzuwarten, konnte die EG Griechenland schon gar nicht zumuten – auch wenn ihr jetzt die Gleichgewichtspolitik schwerfallen wird, die sie weiterhin zwischen Griechen und Türken – mit Seitenblick auf Zypern – betreiben will.

Der Zwang zum Fortschritt

Vor der EG steht also die Perspektive, auf viele Jahre hinaus mit Erweiterungsverhandlungen beschäftigt zu sein. Muss – und kann – die Vertiefung daher auf später verschoben werden? Kann sich die EG vielleicht sogar überhaupt mit den bisher erreichten Teilen einer Wirtschaftsunion begnügen und daraus einen stabilen, aufnahmefähigen Rahmen zimmern – eine Art Freihandels-

zone mit nützlichem, aber nicht lebenswichtigem Beiwerk? Es gibt ja Wirtschaftsgebilde, die sich gerade dank bescheidener Zielsetzung als lebensfähig erwiesen haben, etwa die EFTA mit ihrem Industriefreihandel. Daran kann sogar Portugal teilnehmen, das den Nachteil einer wenig entwickelten Industrie, aber den Vorteil niedriger Löhne hat. Ein anderes Beispiel einer partiellen Union ist der britisch-irische Währungsverbund. Er funktioniert, wie die Iren den EG-Planern einmal dargelegt haben, gerade wegen unterschiedlicher Wirtschaftspolitik: Irland tut alles, um den Pfundkurs einzuhalten.

Aber kann man sich vorstellen, dass etwa Grossbritannien seine Beschäftigungspolitik der Notwendigkeit unterordnen würde, einer EG-Währung zu folgen? «Kein einziger Arbeitsloser wegen der EG» war im Abstimmungskampf um die Mitgliedschaft von beiden Seiten zu hören. Andererseits sind es gerade die britischen Gewerkschaften, die die Forderung nach der 35-Stunden-Woche in der ganzen EG erhoben haben. Sie liegen damit genau in der Linie der EG-Politik, die eine Harmonisierung der Sozialbedingungen nicht nur erstrebt, um sich ein «menschliches Antlitz» zu geben, sondern auch, um in der Industrie gleichmässige Wettbewerbsbedingungen zu schaffen. Die EG ist eben so angelegt, dass «eins das andre hält»: der freie Handel – besonders bei den Agrarprodukten mit ihren gemeinsamen Preisen – bedingt stabile Währungsverhältnisse, die nur mit gemeinsamer Wirtschaftspolitik zu erreichen sind. Dazu wiederum ist massive Hilfe der stärkeren an die schwächeren Mitglieder nötig sowie ein starker politischer Entscheidungsmechanismus. Die EG-Gründerväter spekulierten auf den

Sachzwang zur politischen Einigung, aber wenn sie an einen Automatismus glaubten, so hat ihnen die Erfahrung unrecht gegeben.

Zu grosse Unterschiede?

Die Frage ist somit berechtigt, wie die EG starke wirtschaftliche Diskrepanzen in ihrem Innern verkraften könne. In der Neuner-Gemeinschaft reicht die Spanne des Bruttoinlandsprodukts pro Kopf der Bevölkerung von 5610 Dollar in der Bundesrepublik Deutschland bis hinunter zu 2130 in Irland (Zahlen von 1973). Die schnell wachsende griechische Wirtschaft kam 1973 auf einen Vergleichswert von 1790 Dollar. Griechenland argumentiert, es habe nun einen ähnlichen Entwicklungsstand erreicht wie Irland und könne daher ohne weiteres der EG beitreten. Die Brüsseler EG-Kommission war in ihrer Stellungnahme skeptischer: «Die griechische Wirtschaft weist in ihrem derzeitigen Entwicklungsstadium eine Reihe struktureller Faktoren auf, die die Möglichkeiten einer homogenen Verzahnung mit den Volkswirtschaften der derzeitigen Mitgliedstaaten einschränken. Insbesondere werden infolge des bedeutenden Anteils der Agrarbevölkerung, der Struktur der griechischen Landwirtschaft und der verhältnismässig schwachen Industrialisierung erhebliche Strukturanpassungen erforderlich sein, für die die Gemeinschaft einen Teil der Kosten zu übernehmen haben wird.»

Wäre Griechenland heute schon EG-Mitglied, so ergäbe sich für den Gemeinschaftshaushalt eine überraschend geringe Mehrbelastung: etwa vier Prozent. Diese Zahl beruht aber «auf der Anwendung der derzeitigen Politiken

der Gemeinschaft, so dass der vorerwähnte tatsächliche Finanzierungsbedarf der griechischen Wirtschaft nicht voll berücksichtigt ist». Die EG-Hilfe zur Modernisierung der Agrarstrukturen (ein Element der Vertragsvollendung) und zur Entwicklung zurückgebliebener Regionen (ein Element der Vertiefung zur Wirtschaftsunion) steckt eben noch in den Anfängen und wird auch den Bedürfnissen der Neunergemeinschaft bei weitem nicht gerecht. Mehr noch als der griechische würde der spanische Beitritt die EG-Instrumente strapazieren: Spanien hat zwar einen ähnlichen Entwicklungsstand wie Griechenland (Bruttoinlandprodukt pro Kopf 1750 Dollar), aber viermal mehr Einwohner (35 Millionen gegenüber 9).

Keine minderwertigen Mitglieder

Für Griechenland schlug die EG-Kommission eine Anpassungsfrist vor dem Beitritt vor. Zum einen sollte darin die Vorbereitung im Rahmen der Assoziation weitergeführt werden: während die industrielle Zollunion schon weit fortgeschritten ist, ist Griechenland bei der Harmonisierung der Agrarpolitik «noch weit von der Position eines Beinahe-Mitgliedstaates entfernt», vor allem, weil die Assoziation zur Zeit der Obersten «eingefroren» war. Über die zur Assoziation gehörenden Entwicklungskredite hinaus sollte Griechenland während der Anpassungsfrist auch Beiträge aus den EG-internen Fonds für Sozial-, Regional- und Agrarpolitik erhalten. Die Kommission erklärte den Griechen, eine solche Anpassungsfrist vor dem Beitritt würde ihnen einen besseren Schutz ihrer Wirtschaft gegenüber Drittländern erlauben, als das bei der Übergangsfrist nach dem Beitritt möglich

wäre (die bei der ersten Erweiterung auf fünf Jahre angesetzt worden war). Der Brüsseler Vorschlag mochte noch so wohlgemeint sein – von den Griechen wurde es als Beleidigung empfunden, zuerst ins EG-Vorzimmer komplimentiert zu werden. Der EG-Ministerrat wetzte die Scharte im griechischen Selbstbewusstsein aus: er beauftragte die Kommission, Verhandlungen über einen Beitritt ohne vorherige Anpassungsfrist vorzubereiten. Dieser Beschluss, als positive politische Geste gemeint und verstanden, hat auch seine Kehrseite: er kann durchaus als Eingeständnis aufgefasst werden, dass die für gesicherte EG-Mitgliedschaft neuer (und alter) Mitglieder notwendigen Strukturanpassungen nicht mit einer kurzen Sonderanstrengung zu schaffen, sondern praktisch eine Daueraufgabe sind.

Da nun für Griechenland – und somit für weitere Kandidaten – kein Vorzimmer geschaffen wird, gewinnt der Vorschlag interner Differenzierung an Gewicht, den Tindemans für den Weg zur «Europäischen Union» gemacht hat. Demnach sollten die stärkeren, der Schlange angehörenden Länder weitere Fortschritte zur Wirtschaftsunion machen, ohne auf die andern zu warten – die aber mitreden könnten und Hilfe zum Aufholen erhielten. Tindemans wollte damit die ohnehin bestehende Zweiteilung positiv nutzen und schliesslich überwinden – doch die schwächeren Länder befürchteten, sie würden auf diese Art abgeschrieben. Seither gehört es in der EG zum guten Ton, die Schaffung einer Kategorie Mitglieder zweiten Ranges abzulehnen: wie der Kommissions-Vizepräsident Haferkamp in Athen den Griechen versicherte, gibt es «im EG-Zug nur eine Wagenklasse».

Doch findet die EG nicht einen Weg, ihren Fortschritt den Pionieren anzuvertrauen, ohne das Prestige der Nachzügler zu verletzen, so wird ihre prekäre Unvollkommenheit durch eine Erweiterung in Südeuropa den Zusammenhalt noch mehr gefährden. Die Anpassung an die neuen Mitglieder, die – auch ohne «Neuverhandlungen» – notwendig ist,

besteht gerade in einer Vertiefung durch verstärkte Instrumente der Solidarität. An der bisherigen Geschichte der EG lässt sich allerdings nicht ablesen, wie stark ein Sachzwang sein muss, bis er politisch wirksam wird.

Daniel Goldstein

RANDNOTIZEN, DIE NEUERE LITERATUR BETREFFEND

Auf die Parole von der neuen Innerlichkeit in der deutschen Literatur angesprochen, antwortete *Peter Handke* gelassen, wahrscheinlich werde es bald auch eine neue Äusserlichkeit geben. Für ihn zeige sich darin eine hysterische Abhängigkeit von Moden, die man deklariere, um sie kritisieren zu können, die aber bei den Schriftstellern, die ihr Leben und ihre Arbeit ernst nehmen, nur einen Brechreiz hervorrufen könne. Der Ausspruch fiel in einer Fernsehsendung mit dem Titel «*Ich sage Ich*» – *Literatur zwischen Engagement und Nabelschau*», und wenn man ihn genau abhört, so besagt er, dass auch alle vorangegangenen Etikettierungen dominierender Tendenzen des Literaturbetriebs die ernstzunehmende schriftstellerische Arbeit nicht betroffen haben. Zu bedenken wäre immerhin, was Handke nicht wahrhaben will: es waren vermutlich nicht nur Verleger, Kritiker oder die Produzenten von Fernsehfilmen, die mit schöner Regelmässigkeit zugkräftige Losungen ausgaben, beispielsweise etwa die von der politischen Alphabetisierung als Aufgabe der Literatur. Es waren durchaus auch Schriftsteller, die ihr Leben und ihre Arbeit ernst nehmen. Wenn es im Einzelfall schwer sein dürfte, die Urheberschaft festzustellen, so bietet

die Prominenz der deutschen Gegenwartsliteratur immerhin Beispiele dafür, wie man einen Trend anheizt oder wie man ihn nutzt.

Aber gut denn, es ist gewiss nichts dagegen einzuwenden, wenn die Parole von der neuen Innerlichkeit als modische Seifenblase angesprochen wird. Man sollte ehrlicherweise nur zugeben, dass dergleichen Seifenblasen in den vergangenen Jahren eine nach der andern aufgestiegen und wieder geplatzt sind. Literarische Aktualität bringt die schillernden Kugeln unablässig hervor, lässt sie eine Weile schweben und genießt das Ah und Ohnaiver Bewunderer, bis der Augenblick günstig ist, eine neue Blase steigen zu lassen. Der vorübergehenden Faszination erliegen zumeist nicht nur jene Literaturkonsumenten, deren Selbstverständnis verlangt, dass sie jederzeit mit der herrschenden Mode gehen. Es erliegen ihr auch die Verleger, wenn sich eine neue Nachfrage abzeichnet, und es erliegen ihr zahlreiche Autoren, wenn nämlich aus dem Etikettierungsversuch ein Trend geworden ist. Nein, es kann wirklich nur begrüßt werden, wenn man sich auch in der Literatur wieder darauf besinnt, dass es nicht auf die Etikette, sondern auf den Inhalt der Flasche ankommt, will sagen

auf die literarische Qualität. Handkes Infragestellung der Parolengläubigkeit kommt etwas spät, aber vielleicht noch zur rechten Zeit.

Denn es hat sich in der Tat einiges verändert. Ich meine das nicht in dem Sinn, dass eine neue Mode eine alte abgelöst hätte. Vielmehr fällt jetzt der Blick, nachdem das Feuerwerk der Losungen und Deklarationen merklich nachgelassen hat, auf Erscheinungen, die daran nicht beteiligt waren. *Dürrenmatt* zum Beispiel, der überhaupt nie in eine der gängigen Verpackungen gepasst hat, wird wieder deutlicher sichtbar und erhebt seine unverwechselbare Stimme in einem kürzlich in Buchform erschienenen Gespräch über sich und seine Arbeit und in einem grossen Essay über Israel. Der «*Ulysses*» von *James Joyce* liegt in einer von Grund auf neu erarbeiteten deutschen Fassung vor und setzt Massstäbe. Das Gesamtwerk von *Max Frisch* erlaubt es, den Weg eines massgebenden Schriftstellers von den Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart zu überblicken, was zwangsläufig eine Relativierung modischer Parolen und Doktrinen zur Folge hat. Es ist zweifellos töricht, von einer «Tendenzwende» in der Literatur zu sprechen; aber es ist offenkundig, dass literarisches Schaffen vermehrt wieder in seiner ganzen Fülle von Möglichkeiten und Qualitäten gesehen werden kann. Das Fehlen verführerischer und dominierender Losungen mag das Risiko für den Verleger erhöhen; der Arbeit des Schriftstellers und der Literatur insgesamt ist es günstig.

*

Die *Gesamtausgabe*, die zum 65. Geburtstag von *Max Frisch* erscheint, ist in zeitlicher Folge angeordnet (Suhr-

kamp). Der Autor und sein Herausgeber haben nicht den Versuch gemacht, nach Haupt- und Nebenwerken oder nach Gattungen zu gliedern, zum Beispiel die Romane und Tagebücher voranzustellen, die Theaterstücke folgen zu lassen, die vermischten Schriften, Journalistisches und Reden zusammenzufassen. Grundsätzlich fand alles Aufnahme, was *Max Frisch* je veröffentlicht hat. Hinter derartigen Editionsprinzipien steht eine bestimmte Auffassung von den Aufgaben der Literatur. Wenn demonstrativ darauf verzichtet wird, Dichterisches von Kritischem oder Polemischem zu trennen, Hauptsachen und Nebensachen auseinanderzuhalten, so bedeutet das, man wolle Literatur vorwiegend als Dokument verstanden haben, als Spur eines Lebens und als Aussage zur Zeit. Nicht ein Klassiker der Gegenwart soll vorgestellt werden, sondern ein Zeitgenosse, der schreibt. *Hans Mayer*, der Herausgeber, deklariert die chronologische Anordnung als eine Konsequenz aus Erfahrungen mit der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts. Aber ist denn die Abwehr gegen das Klassische, literarisch Etablierte, gegen Literatur vorwiegend als Kunst wirklich eine Folgerung aus veränderten Verhältnissen? Spielt nicht auch Modisches mit hinein und hat das Editionsverfahren nicht auch Züge einer Verkrampfung? Auch wenn die Bedeutung der Zeitgenossenschaft in *Frischs* Werk mit keinem Wort bestritten werden soll, darf man auf Unterschiede hinweisen, die zwischen Schriften zum Tage und Werken von möglicherweise weiterreichender Relevanz bestehen. Was mich als Leser nach Jahrzehnten noch betrifft, lässt sich sehr wohl von Texten abgrenzen, die allenfalls dokumentarischen Wert haben.

Was – noch vor anderthalb Jahrzehnten – im gleichen Verlag in der deutschen Ausgabe von «*The unquiet Grave*» von *Palinurus* (Bibliothek Suhrkamp 11) zu lesen war, müsste dem Herausgeber der Werke Frischs vermutlich antiquiert erscheinen. Aber es könnte sein, dass man sich allmählich wieder darauf besinnt: «*Je mehr Bücher wir lesen, desto klarer wird es, dass die wahre Aufgabe eines Schriftstellers die ist, ein Meisterwerk zu schaffen, und dass keine andere Aufgabe einen Wert hat.*» Cyril Connolly, der englische Kritiker und Romancier, der seine Sammlung von Reflexionen im Jahre 1944 unter dem Pseudonym *Palinurus* veröffentlicht hat, geht gar noch weiter, indem er erklärt, jede Abschweifung eines Schriftstellers in den Journalismus, zu Hörspielen und Propaganda, sei zur Enttäuschung verdammt. In diese Schaffensformen sein Bestes zu legen, sei eine Torheit, weil Werke dieser Art «*nicht von Dauer*» seien. Haben wir es da mit einem Mann zu tun, der die Zeichen der Zeit nicht verstanden hat? Oder umgekehrt mit einem, der sie nur zu gut verstand? Ich höre den Protest gegen den Vorschlag, die zweite Möglichkeit auch nur zu erwägen. Was denn heisse da «*von Dauer*», was habe man sich unter «*Meisterwerken*» überhaupt vorzustellen? Ihre Existenz zu leugnen, wäre immerhin nicht ganz leicht: es gibt sie. Zu der Zeit übrigens, als das englische Original von «*Das Grab ohne Frieden*» erschien, schrieb *Max Frisch* einen Beitrag für das Programmheft des Schauspielhauses. Er galt der Uraufführung des Stücks «*Nun singen sie wieder*» und trug den Titel «*Über Zeitereignis und Dichtung*». Der junge Dramatiker setzt sich mit dem Problem auseinander, das man vereinfacht das Problem eben gerade

des Künstlers als eines Zeitgenossen nennen könnte. Soll er zu den Ereignissen schweigen, die ihm täglich zur Kenntnis kommen? Oder ist sein persönlicher Versuch, das Vorhandensein einer anderen Welt darzustellen, «*ihre Dauer aufzuzeigen*», nicht genau die Antwort, die ihm möglich ist? Im weiteren Verlauf des kurzen Textes kommt er auf das Zeitstück in der Tarnung zu sprechen und meint: «*Nicht zuletzt entsteht ja diese Tarnung aus dem dichterischen Verlangen, seine eigene Gegenwart aus der Ferne zu sehen, ihre Zufälle abzustreifen, sie aufzuzeigen in einem allgemeineren, in einem dauernden und göltigeren Gesetz.*»

Das hinter uns liegende Jahrzehnt hat Einsichten dieser Art durch Behauptungen und Parolen zugedeckt. So kann es denn geschehen, dass heute als völlig neue Erkenntnis ausgegeben wird, was immer schon jeder wissen konnte, der nicht bereit war, die schillernden und platzenden Seifenblasen für das Wesen der Literatur zu halten. *Robert Minder*, der französische Germanist, hat 1971 einige seiner bedeutendsten Essays unter den Sammeltitlel «*Wozu Literatur?*» gestellt (Edition Suhrkamp 275). Im Nachwort dazu fasst er in zurückhaltender Andeutung zusammen, was man als Antwort auf die Titelfrage verstehen darf. Hegel, so sagt Minder, habe schon 1830, Gervinus nach 1840 und Spengler 1917 behauptet, die Literatur habe keine Zukunft mehr. Dem wäre beizufügen, im Jahre 1968 habe Enzensberger ihren Tod gemeldet. Minder konstatiert für die vorangegangenen Todesanzeigen, wenn man versuchsweise einmal streiche, was seit 1830 an grosser Literatur erschienen sei, werde die Welt vollkommen unverständlich. Sie würde es auch, wenn man sich ausschliesslich an die im

engeren Sinne zeitbedingten und zeitbezogenen Werke hielte, nicht vorwiegend an die, welche die Zufälligkeiten der Gegenwart abzustreifen und eine Welt von Dauer aufzuzeigen versuchen. Standortmeldungen, Information und Dokumentation stellen sie in einem weit höheren Mass dar. Wozu Literatur? Minder merkt an einer Stelle an, Lenin habe ins Exil Puschkins Werke und den «Faust» mitgenommen. In der Rocktasche seines von der Zarenpolizei erschossenen Bruders habe man einen Band Heine gefunden – nicht Marx und nicht Engels.

*

Wenn Zeitströmungen und Moden nicht zu wichtig genommen werden, nur gerade als das, was sie sind (und also ihrer nicht zu bestreitenden Funktion gemäss), dann werden auch wieder Individualitäten deutlicher sichtbar, einzelne Künstler und Schriftsteller, auch Aussenseiter, nicht leicht einzuordnende Erscheinungen. Ein Beispiel bietet sich hier an. Seit einigen Jahren sah es so aus, als sei der Ruhm *Friedrich Dürrenmatts* verblasst. Das aktuelle Interesse jedenfalls, von Parolen und Losungen gelenkt, galt anderem. Nun hat es zweifellos auch ganz andere Gründe, wenn Dürrenmatts dramatische Versuche der jüngsten Zeit, seine Bearbeitungen und vor allem seine Inszenierungen nicht besonders gut ankamen. Oder waren wir vielleicht irritiert, weil er aus Bahnen ausubrechen trachtete, in denen man ihn ein für allemal eingefahren sah, mehr und mehr abseits der aktuellen Entwicklung? Er wird es zweifellos so sehen. Ich gebe zu, dass das freilich nicht die Gründe waren, weshalb mich weder die Komödie «*Der Mitmacher*»

noch Dürrenmatts für mein Empfinden garstige Inszenierung der «*Emilia Gallotti*» zu überzeugen oder auch nur zu interessieren vermochten. Für ihn sieht es so aus, dass das Theater ihn im Stich gelassen habe, und auf die Theaterkritik ist er ohnehin kaum besonders gut zu sprechen. Aber in den erwähnten Fällen hat er sich den Ärger doch wohl selbst zuzuschreiben. Nur muss man natürlich erkennen, dass er eben auch mit seinen grossartigen Schöpfungen für die Bühne nie das war, was man einen zeitgemässen Dramatiker nennen könnte, seit dem Überhandnehmen einer ideologisch ausgerichteten Literatur schon gar nicht. Die Trendgläubigen begannen ihn abzulehnen, lange bevor er mit problematischen Experimenten auftrat, die nur noch für ihn selber lustig und interessant waren. Es wäre jedoch, glaube ich, ein arges Missverständnis, zwischen den Motivationen kritischer Stimmen nicht sehr genau zu differenzieren. Und vielleicht ist jetzt gerade ein günstiger Augenblick, sich der schriftstellerischen Individualität Dürrenmatts erneut zuzuwenden. Er tritt gleich mit zwei neuen Publikationen auf: mit dem schmalen Bändchen «*Gespräch*» und mit dem Essay über Israel «*Zusammenhänge*» (beide im Verlag der Arche). Beides sind Zeugnisse einer eigenwilligen und sprachmächtigen Persönlichkeit, man horcht auf und steht sofort im Bann einer starken schöpferischen Individualität. Mit seinem Gesprächspartner, Heinz Ludwig Arnold, spricht er über seine Jugend, erzählt von seiner Malerei, kritisiert – aus den angedeuteten Gründen – die Situation des Theaters, das zu sehr vom Modischen und Gängigen abhängig geworden ist. Einmal sagt er ohne Umschweife, die Hauptpflicht des Schriftstellers bestehe darin, extrem er

selbst zu sein, sich als Individuum zu behaupten und nicht so zu denken wie eine Partei oder eine Doktrin. Ein Satz, der gewissermassen die eingangs zitierte Äusserung Peter Handkes ergänzt. Dürrenmatt kann jedoch nicht in den Verdacht kommen, mit diesem Satz die soeben ausgegebene Parole «*Neue Innerlichkeit*» oder «*Ich sage ICH*» zu bekräftigen, denn was er da sagt, hat er seit seinem ersten Auftreten befolgt. In einem Alter, in welchem sich die meisten jungen Autoren unsicher und suchend an dominierende Tendenzen anlehnen, setzte er sich über nahezu alles hinweg, was zu seiner Zeit Mode war, Brecht inbegriffen.

Eine Probe seiner aus dem Ursprünglichen kommenden denkerischen und sprachlichen Kraft ist der Essay über Israel, zugleich von tiefem Ernst und von Dürrenmattschem Humor. Da erklärt er aus seiner Sicht, weit ausholend und religionsgeschichtlich argumentierend, die Rolle der Juden in der Weltgeschichte. Dann fragt er sich, was er denn eigentlich mit dem gewalttätig hingeworfenen Gemälde bezwecke, was er damit wolle, wenn er «*die Entstehung all dieser geistigen Massive, Eisklötze, Gletscherzungen, Kulmen und Felszinken, die ich da hingespachtelt habe, als Ergebnis eines einzigen geologischen Schubs aus dem Judentum heraus erkläre, ob ich als Schweizer, genauer als Berner, als einer, der unter Bauern aufwuchs, für die ein Jude noch nicht etwas Ideologisches, sondern ein Viehhändler war, mit dem man Schnaps trank und Karten spielte, ob ich da nicht durchaus freundschaftlich und wohlmeinend, als Trost gedacht, den Hintergedanken hege, die Juden seien an allem schuld, auch an ihrem eigenen Unglück ...*».

Es beschäftigt ihn, er wälzt das Pro-

blem vor sich her und kommt dabei auf immer neue Zusammenhänge. Das ist erregend und fordert den Leser heraus, weil es eigenständig, original ist. Dazu gehören auch die Exkurse, die Seitenhiebe, etwa wenn Dürrenmatt über Linke und Rechte meditiert und den Sprachgebrauch geisselt, wonach jeder, der nicht links stehe, ein Faschist geworden sein soll. Links lasse sich verschieben, ins Endlose, immer sei jemand noch linker, und jeder sei für irgend jemanden rechts und damit ein Faschist. Oder dann wiederum meldet sich der szenische Fabulierer, der sich den Feldherrn Nebukadnezars vorstellt, wie er schlaftrunken und versoffen dem Brand des Tempels von Salomo zuschaut. Ob er einem Saufgelage beigewohnt habe oder nicht, sei eine Spekulation, die sich allein auf eine vielleicht vorhandene, vielleicht von Nichtfeldherren eingebildete Vorliebe von Feldherren für Saufgelage stütze. Der Leser der beiden neuen Publikationen Dürrenmatts macht die Erfahrung, dass aus dem selbständigen, eigenwilligen und gewiss auch in einem tiefen Sinne naiven Anschauen, Denken und Formulieren dieses Autors die Kraft kommt, die wir zur Revision, zur Neuinterpretation von Sachverhalten nötig haben.

*

Nebenbei: es scheint bemerkenswert, dass heute auch literarhistorische Revisionen im Gang sind, auch sie mit dem Ziel, die Eigenständigkeit der Autorenexistenz hervorzuheben. *Peter Rühmkorfs* freches und amüsantes Buch «*Walther von der Vogelweide, Klopstock und ich*» (Rowohlt) ist natürlich als der Versuch deklariert, literarische Denkmäler vom Sockel herunterzuholen. Aber es geht nicht mehr darum, den Dichter als

Vorreiter progressiver Kolonnen zu zeigen. Rühmkorf sieht ihn vielmehr als einsames Individuum, den Intellektuellen zwischen den Lagern. Es seien, so drückt er sich etwas gewunden aus, immer «*Zeiten verstärkten sozialen Bodenfließens*», die das Ich auf Trab brächten. Könnte man das so deuten, dass in Zeiten unklarer, alles andere als eindeutiger Trends, Zeiten ohne klare Polarisierung, das schöpferische Individuum sich auf sich selbst besinnt? Walther und Klopstock, sagt Rühmkorf, seien frühe Beispiele «*literarischer Alleinunternehmer*». Die Literaturgeschichte habe die beiden zu Unrecht stilisiert und idealisiert, den einen zum Vorbild reinster und glühendster Vaterlandsliebe, den andern zum Seher und Sänger des Messias. Man folgt seiner Argumentation mit Vergnügen und meist auch mit Zustimmung. Aber ich möchte doch anmerken, seine Vorstellung von der zünftigen Literaturgeschichtsschreibung sei vielleicht etwas einseitig und möglicherweise gar veraltet. Es gibt – in diesem Zusammenhang vielleicht mit Rühmkorfs natürlich nicht wissenschaftlich gemeintem Versuch vergleichbar – zum Beispiel ein Buch über *Wieland* von *Wolfgang Paulsen*, keine Biographie im positivistischen Sinn, sondern einen Versuch, den Menschen Wieland, seine Entwicklung und seine individuelle Problematik darzustellen (Francke). Vom Ansatz her, von der Art der Betrachtungsweise ist der Literaturgelehrte Paulsen (obgleich natürlich mit anderen Methoden voranschreitend) so weit nicht vom Schriftsteller Rühmkorf entfernt. Der Vergleich ist überdies thematisch ergiebig. Auch Wieland hat ja wie Klopstock eine Einladung Breitingers angenommen, und in beiden Fällen ist bekannt, dass der Ein-

geladene nicht wenig nachgeholfen hat, den Brief aus Zürich zu bekommen. Beide jungen Gäste benahmen sich in der Folge jedoch durchaus nicht den Vorstellungen ihres Gastgebers entsprechend, was zu komischen Situationen führte.

Rühmkorf sagt mit Recht, es sei nötig, die Dichter aus dem «*reaktionären Traditionsbett*» herauszulösen. Er belässt sie da, wo sie als «*Alleinunternehmer*» hingehören, er beansprucht sie nicht flugs für das andere Lager. Ein Buch wie das von Paulsen über Wieland zeigt, dass auch Frühklassiker wie der gewandte Verfasser der «*Abderiten*» keineswegs unter germanistischem Denkmalschutz stehen. Es ist – nach Jahren literaturtheoretischer und literaturdoktrinärer Exzesse – ein erfrischendes Erlebnis, sowohl den Germanisten wie den Schriftsteller im unbefangenen Zwiegespräch mit Klopstock, Walther von der Vogelweide und Wieland zu sehen.

*

«*Literatur zwischen Engagement und Nabelschau*»: der Titel der eingangs erwähnten Fernsehsendung, an der neben Handke auch Max Frisch, Martin Walser, Günter Grass, Peter Schneider und andere zum Wort kamen, offenbart schlagartig die ganze Misere der polarisierenden Parolen. Was helfen sie denn, diese Abstempelungen, was soll man damit? Es kann einer «*engagiert*» sein und trotzdem gut oder miserabel, und es kann einer aus dem heraus, was der Titel abschätzig «*Nabelschau*» nennt, ein hervorragendes Buch schreiben. Darf man hoffen, die nächsten zwei oder drei Jahre lassen dem Schriftsteller wieder vermehrt die Freiheit, die er für

seine Arbeit braucht? Ich denke dabei an jene Freiheit, die dem sanften Terror dominierender Losungen und tonangebender Doktrinen zu erliegen droht, wenn Parolen anstelle von individueller Qualität die Chancen von Büchern bestimmen. Man schreibt und spricht ja neuerdings wieder viel von Repression, und es mag gewiss seine Gründe haben; aber die unablässigen Entmündigungsversuche, die von Trendmachern ausgehen, sollten vielleicht auch einmal etwas gründlicher untersucht werden. Es gibt einen Schutz dagegen, und der Autor, der sein Leben und seine Arbeit ernst nimmt, kennt ihn: der eigenen Erfahrung mehr zu vertrauen als allem, was im Wandel der Jahre Mode ist. Dass das nicht leichtfällt und dass es Standfestigkeit, vielleicht gar Verzicht auf Tagesruhm fordert, erfährt nicht nur der alternde Schriftsteller oder – in *Max Frischs* Terminologie – der Vor-Gezeichnete. Er will zuerst nicht gelten lassen, was von Jüngeren kommt, er deklariert es für Mode – «wobei dieser Begriff für ihn genau dort beginnt, wo er trotz versuchter Anpassung nicht mehr Schritt hält». Für den «Gezeichneten» ist es nach Frisch noch schlimmer: «Er wittert in manchem, was nur Mode ist, sofort das Epoche-Machende und gefällt sich als Vorkämpfer.» Das, meine ich, ist nicht nur eine Generationenfrage, es ist eine allgemeine und nie ganz gebannte Gefahr. Frisch braucht dafür bezeichnenderweise einen Begriff, der gemeinhin in ganz anderen Zusammenhängen auftaucht: «Anpassung.» Sich nicht anzupassen, nicht nur nicht an die Normen einer herrschenden Gesellschaft, sondern auch nicht – was schwieriger ist – an die Parolen und Doktrinen, die der Kulturbetrieb unablässig ausstösst, das bedeutet: der Versuchung

widerstehen, das Eigene und Notwendige um den Preis der Geborgenheit in diesem oder jenem Lager aufzugeben. Hier ist ein Kriterium, und was sich verändert hat, wird an den Erscheinungen sichtbar, die von innerer Freiheit dieser Art zeugen. Eine davon ist beispielsweise der Prosaband «*Rufweite*» von *Erika Burkart*, glasklar, gedankenscharf, geschmiedet und gehärtet, ein sehr persönliches Buch der Erinnerung und Reflexion, Poesie geläutert durch kritische Wachsamkeit (Artemis).

*

Die Ausstellung «*Adolf Wölfli, Naturforscher, Dichter, Schreiber, Zeichner, Componist, Landarbeiter, Melker, Handlanger, Gärtner, Gipsler, Zementter, Bahn-Arbeiter, Tagelöhner, Scheeren-Schleiffer, Fischer, Schiffer, Jäger, Welsch-Heuer, Tohtten-Gräber und Soldat des Emmenthaler-Bataillons 3. Kompanie, 3. Sektion. Ebjä!!*» (Kunstmuseum Bern) weist auf eine Erscheinung hin, die seit der Monographie des Psychiaters und Oberarztes der Anstalt Waldau, *Walter Morgenthaler*, «*Ein Geisteskranker als Künstler*» (1921), einem engeren Kreis als Maler meist symmetrischer und überaus ornamentaler Bilder bekannt war. Auf Rilke muss die Existenz und das Schaffen Wölfli, die ihm durch Morgenthalers Buch schon 1921 zur Kenntnis kamen, wie eine Offenbarung gewirkt haben. Sein Brief an Lou Andreas-Salomé, der er die Schrift sofort weiterreichte, zeugt von der Betroffenheit über die schöpferische Kraft eines Menschen, in dem alles eingestürzt ist. Wölfli war ein Verdingbub und Bauernknecht. Die Familie ist früh auseinandergerissen worden. Viel mehr

als Lesen und Schreiben hat er in der Schule nicht gelernt, und früh schon kam er mit dem Gesetz in Konflikt. Schliesslich wurde er in der Waldau interniert. Von 1895 bis zu seinem Tode 1930 hat er dort gelebt und ein Werk von über tausend Blättern geüfnet, eine Art phantastischer Autobiographie, eine Beschreibung seiner imaginären Reisen weg von der Realität – oder auf der Suche nach einer neuen.

Wölfis bildnerisches Werk ist seit 1921 in Einzel- und Gruppenausstellungen gezeigt worden. Jean Dubuffet hat in verschiedenen Schriften über «L'Art Brut» auf ihn hingewiesen. Harald Szeemann hat ihn 1963 in der Kunsthalle Bern und an der «documenta 5» in Kassel herausgestellt. Aber Wölfis Schaffen besteht nicht allein aus den Bildern und Zeichnungen, es umfasst Kompositionen (von denen einige anlässlich der Berner Vernissage zur Welturaufführung gelangten) und vor allem Texte. Auch seine Bilder sind zumeist über und über mit seiner grossen deutschen Schrift bedeckt. Die Edition des literarischen Schaffens Wölfis steht unmittelbar bevor (Herausgeber: Elka Spoerri und Harald Szeemann). Im prachtvollen Katalog der Berner Ausstellung äussert sich Elsbeth Pulver über das Sprachwerk des schizophrenen Künstlers.

Was ganz erstaunlich ist: dieser Einsame in seiner Zelle hatte keinerlei Fühlung mit der Kulturszene. Seine Schulbildung erlaubte ihm nicht, an der intellektuellen Auseinandersetzung seiner Zeit teilzunehmen, und als Anstaltsinsasse stand er ohnehin ausserhalb des kulturellen Geschehens. Von Losungen und Parolen drang gewiss nichts zu ihm.

Es ist auch so, dass die Lebensgeschichte, die er erzählt, ohne Entwicklung ist. Ihr Held heisst «Doufi» und ist ein Kind.

Wahrscheinlich ist es das, was auf Rilke so stark gewirkt hat: schöpferische Kraft sozusagen in Reinkultur, wie sie beim geistig gesunden Menschen, der in mancherlei Hinsicht in die Gesellschaft eingegliedert ist, kaum bewahrt werden kann und kaum je auftritt. Adolf Wölfli hat sich aus seiner Innenwelt heraus einen Kosmos aus Worten, Bildern und Tönen erschaffen, hat ganze Atlanten mit geographischen Darstellungen gezeichnet und die dazugehörigen Beschreibungen geliefert. Von 1895 bis 1930 hielt er sich in der Waldau auf. Es gibt in seinem Werk merkwürdige Übereinstimmungen mit künstlerischen Entwicklungen in dieser Zeit, die mit Beeinflussung, mit Mode nicht zu erklären wären. Seine Bildwelt enthält Motive, die bei Thomas Mann eine Rolle spielen. Seine Lyrik weckt Assoziationen zum Dadaismus, und – erstaunlich genug – er nimmt gewissermassen die moderne Mundartdichtung insofern vorweg, als er «dadaistische» Gedichte in Mundart geschrieben hat.

Die Berner Ausstellung geht, nachdem sie in der Schweiz gezeigt worden ist, nach Hannover, Stuttgart, Stockholm, Amsterdam und Wien. Das Interesse für Wölfli ist offenbar noch nie so gross gewesen. Zeitgenössische Künstler haben ihm zu Ehren und von seinem Werk inspiriert der Berner Schau eine Ausstellung mit eigenen Werken angegliedert. Es könnte leicht sein, dass der Geheimtip Wölfli Mode wird. Dem aufkommenden Trend entspricht er. Neue Seifenblasen?

Anton Krättli